

DER VORSITZENDE DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ

14

Gesellschaftlicher Wandel und Weitergabe des Glaubens

Eröffnungsreferat
von Bischof Karl Lehmann
bei der Herbstvollversammlung
der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda
25. September 1989

Bischof Karl Lehmann

Gesellschaftlicher Wandel und Weitergabe des Glaubens

**Eröffnungsreferat bei der Herbstvollversammlung
der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda**

25. September 1989

**Herausgeber:
Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz
Kaiserstraße 163, 5300 Bonn 1**

In dem Eröffnungsreferat der diesjährigen Herbstvollversammlung soll versucht werden, zwei Dimensionen einer zwar unterschiedenen, aber auch vielfach zusammengehörenden Problemstellung wechselseitig zu beleuchten. Beide Themen sind in den letzten Jahren mehr und mehr in die Mitte des Gesprächs innerhalb und außerhalb der Kirche sowie auch der wissenschaftlichen Diskussion gerückt. Die „Weitergabe des Glaubens“ ist zum zentralen Schlüsselwort einer heutigen Neubesinnung in Theorie und Praxis geworden und steht in unmittelbarer Nähe des uns immer noch etwas fremden Begriffs der Evangelisierung bzw. Neu-Evangelisierung. Nach vielen Einzelbemühungen, zu denen auch der Europäische Katechetische Kongreß 1987 „In vielen Sprachen einmütig“ zählt¹ und Kolloquien der Kommission für Erziehung und Schule der Deutschen Bischofskonferenz der Jahre 1986 und 1989 gehören², gab es nicht nur einzelne weiterführende wissenschaftliche Untersuchungen, sondern die Gemeinsame Studententagung „Die Zukunft des Glaubens in unserem Land – Zur Lage und Weitergabe des Glaubens“ der Deutschen Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken vom 16. bis 18. November 1988³. Es ist kein Zufall, daß sich auch die schon abgehaltene Synode der Diözese Rottenburg-Stuttgart unter das Leitwort der Weitergabe des Glaubens an die künftigen Generationen stellte und daß die in der Zwischenzeit begonnenen oder geplanten Diözesansynoden, vor allem in den Bistümern Hildesheim und Augsburg, immer wieder auf diesen Kern vieler Probleme stoßen. Wichtige Impulse dieser Bemühungen habe ich in einem Gespräch „Geistes-Gegenwart und Weggemeinschaft“ mit der Herder-Korrespondenz⁴ zu formulieren versucht, soweit dies in der Form eines Interviews möglich ist.

Im Kontext dieser Bemühungen stehen viele sozialwissenschaftliche Untersuchungen über den gesellschaftlichen Wertewandel in den letzten Jahrzehnten. Es ist verständlich, daß es für die Beurteilung der Werteausprägungen und der Wertedynamik sehr viele Analysen und Prognosen gibt. Besonders die empirische Sozialforschung wollte belegen, daß der Zeitraum der sechziger und siebziger Jahre von einem besonders einschneidenden Wertewandel geprägt ist. Langfristanalysen belegen, daß der Wertorientierung dieser Epoche eine zunehmende Unstetigkeit eignete, während gleichzeitig neue Werterfahrungen und Wertgemeinschaften entstanden. Besonders wichtig sind in diesem Zusammenhang internationale Langzeitstudien, die über längere Zeiträume in vielen Ländern mit ähnlicher zivilisatorischer und wirtschaftlicher Situation unternommen worden sind. Die Ergebnisse wurden in verschiedenen Tagungen verglichen und diskutiert, bevor sie in den einzelnen Ländern jeweils in eigener Verantwortung veröffentlicht worden sind. An diesen Forschungen hat sich in unserem Bereich besonders das Institut für Demoskopie

Allensbach unter Leitung von Frau Prof. Dr. Elisabeth Noelle-Neumann und Frau Dr. Renate Köcher beteiligt⁵.

In diesem Zusammenhang hat das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz selbst vom Institut für Demoskopie Allensbach eine Reihe von Repräsentativuntersuchungen durchführen lassen, so „Die Situation der Mischehen“ (1986), zwei Untersuchungen über den Religionsunterricht, nämlich eine Befragung von Religionslehrern über Aufgaben und Möglichkeiten, Gestaltung und Resonanz des Religionsunterrichtes und eine Untersuchung der Stellung von Schülern und Lehrern über den katholischen Religionsunterricht (1988) sowie in jüngster Zeit eine Analyse der Einflüsse auf die Tradierungschancen des Glaubens in der Familie unter dem Titel „Weitergabe des Glaubens“ (1989).

Ich kann die genannten Texte und Ergebnisse nicht einfach zusammenfassen. Dafür sind die Perspektiven und Analysen zu umfangreich. Es kann auch nicht meine Aufgabe sein, die Resultate einfach referierend vorzustellen. Aber mein Eröffnungsreferat, das die eigenen mehr theologisch orientierten Grundsatzaussagen voraussetzt, will auf die Bedeutung der Fragestellung im ganzen aufmerksam machen. Viele Initiativen gingen vom Sekretariat oder von Kommissionen der Bischofskonferenz aus. Bei fast allen Studientagungen und Kolloquien waren nur Vertreter der Bischofskonferenz oder einzelne Bischöfe anwesend. Es war noch nicht möglich, auch nur die wichtigsten Resultate ausgiebiger vorzustellen und zu diskutieren. Dies müssen m. E. vor allem auch die Kommissionen, die hierfür am ehesten zuständig sind, vorbereiten. Ich habe mir zur Aufgabe gesetzt, auf die große Bedeutung dieser Untersuchungen und Forschungen für die Gewinnung pastoraler Konzepte und Wege hinzuweisen.

Das Eröffnungsreferat will den umfassenderen Rahmen, die Voraussetzungen und auch die wichtigsten Hypothesen über den gesellschaftlichen Wertewandel sichtbar machen. Die Literatur zum Themenfeld „Wertverlust – Wertwandel – neue Werte“ ist – gerade im internationalen Bereich – fast unübersehbar geworden. Nach meinem Empfinden und nach meiner Kenntnis hat sich die praktische Theologie noch nicht genügend mit den Frageweisen, Methoden, Resultaten und Prognosen dieser Forschungen auseinandergesetzt.

Umfassendere Ansätze gibt es vor allem in der Religionspädagogik. Das Referat hat nicht den Anspruch, diese Aufgaben zu übernehmen oder gar ihre Lösung zu ersetzen. Es sind „Lesefrüchte“ aus einer eigenen intensiveren, längeren Beschäftigung. Es versteht sich dabei von selbst, daß die Kontakt- und Bruchstellen zwischen Gesellschaft und Kirche, Sozialwissenschaften bzw. Demoskopie und Theologie mich am meisten beschäftigten. Dieses Interesse bestimmt zweifellos auch die Auswahl dessen, was ich vortragen möchte.

I.

Von Anfang an will ich offen bekennen, daß mir der Begriff „Wert“ in vieler Hinsicht nicht gerade sympathisch ist. Mit Recht kritisieren viele Juristen die wolkige Unbestimmtheit dieses Wortes. Der verschwommene Gebrauch verführt zu ausuferndem Hantieren. Andere mißtrauen dem Begriff wegen seiner Herkunft aus dem Bereich der Ökonomie. Hier ist seine Verwendung zwar ziemlich bestimmt – man denke nur an die Begriffe Tauschwert oder Mehrwert –, aber viele halten darum den Bedeutungsgehalt dieses Wortes auch nicht ablösbar von diesem ökonomischen Hintergrund. Der Wertbegriff gilt nicht zuletzt wegen seiner wenig personal-orientierten Struktur als ein „ethisches Abstraktum“ (C. Schmitt). Es ist eine Binsenweisheit, daß der Wertbegriff auch philosophisch wenig geklärt ist und vor allem an einem unreflektierten ontologischen Status leidet. Bedenken erheben sich auch gegen emotionale Elemente in der Wahrnehmung von Werten, z. B. durch Intuition. So ist es nicht überraschend, daß große Denker im Wertbegriff ein letztlich untaugliches Surrogat für hohe Begriffe der klassischen Ethik, wie z. B. das Gute und die Tugenden, erblicken. M. Heidegger beschreibt die Werte sarkastisch als „positivistischen Ersatz für das Metaphysische“.

Diese Einsicht ist bereits ein Ergebnis der Grundwerte-Debatte⁶. Bei der Diskussion über den Wertbegriff in der sozialwissenschaftlichen Diskussion gültiger gesellschaftlicher Normen taucht das Unbehagen erneut auf. Die aktuellen Wert- und Wertwandlungserörterungen verwenden bewußt eine weite Definition, wobei Unschärfen der Begriffsabgrenzung in Kauf genommen werden. Man bevorzugt eine Offenheit des Begriffs, die nicht von den Arbeitsergebnissen und den Aussagegehalten abschnürt und verzichtet eher auf eine vorgängige, begriffliche Präzisierung. Auch die früheren Diskussionen um den Wertbegriff, wie z. B. die Auseinandersetzung mit den ethischen Entwürfen Max Schelers und Nicolai Hartmanns sowie der seit Max Weber im Gang befindliche „Werturteilsstreit“⁷, haben bereits dieses Dilemma offenbar gemacht.

Die Klage über eine zweifellos gegebene Unschärfe des Begriffs ist aber zugleich unbefriedigend. Gewiß ist der Wertbegriff philosophisch keine originäre Größe. Er ist auch in ontologischer Hinsicht keine primäre Gegebenheit. Er ist im Grunde abgeleitet. Aber er ist im Bereich vieler Diskussionen außerhalb der Philosophie – gerade auch in seiner Offenheit und Unbestimmtheit – flexibel. Diese Akzeptanz verdankt er nicht zuletzt dem außerordentlich weiten philosophischen und weltanschaulichen Pluralismus unserer Gegenwart, der in der Ethik besonders durchschlägt. In dieser Eigenschaft hat der Wertbegriff sich bei aller philosophischen Unklarheit dennoch als faktisch unentbehrlich herausgestellt. Er wird in der sozialwissenschaftlichen Diskussion nicht eigentlich im

philosophisch strikten Sinne verwendet. Vielmehr ist er einer eher vorwissenschaftlich gebrauchten Sprache oder der gehobenen Alltagssprache ähnlich. Es zeigt sich jedenfalls, daß der Begriff im Blick auf die Sache, die er meint, nicht leicht ersetzbar ist.

Versucht man diesen Bedenken Rechnung zu tragen und dennoch eine vorläufige Bestimmung zu formulieren, so könnte man zusammenfassend umschreiben: Werte sind Leitlinien zur Orientierung des Menschen, die Handlungsziele vorgeben und für die Sinnbildung bedeutsam sind. Sie haben eine Führungsrolle im menschlichen Tun und Lassen inne, wo immer Menschen etwas wünschen oder „wichtig“ finden, als Personen Stellung nehmen und Urteile aussprechen. Solche Werte müssen den Trägern keineswegs voll bewußt sein. Sie können in soziale Gewohnheiten, „Normen“ und kulturelle „Selbstverständlichkeiten“ eingelagert sein; sie können sich aber auch in „Idealen“ und in Entwürfen einer individuellen und gesellschaftlichen Ethik niederschlagen. Werte sind in komplexer Weise auf „Bedürfnisse“ hin orientiert, wenn auch eine nähere Zuordnung zwischen ihnen gar nicht leicht ist.

Jeder Mensch strebt nach solchen Werten. Der eine Wert ist wichtiger als der andere. Es gibt verschiedene Hierarchien von Wertordnungen. Oberste Werte sind für die meisten Menschen Glücklichein, Gesundheit, die Familie, ein gutes Einkommen und der entsprechende Lebensstandard. Elementare Fragen stecken hinter den Werten als Leitlinie zur Ordnung des Lebens: „Was ist richtig, was darf man, was darf man nicht tun? Wofür soll man sich Mühe geben? Wozu soll man Kinder erziehen? Was ist der Sinn des Lebens? Und gibt es etwas, wofür es sich lohnt, sein Leben einzusetzen?“⁸ Viele Lebensorientierungen sind uns als Antwort auf solche Fragen vertraut: Erfüllung in der Arbeit, Zufriedenheit durch Dienst für andere, Freude an vollbrachten Leistungen, Streben nach Selbständigkeit, Selbstverwirklichung. Werte dieser Art beziehen sich auf das gesellschaftlich-politische, das kulturelle und das sittliche Leben des Einzelnen und einer Gemeinschaft.

II.

Die Einstellung zu solchen Handlungszielen war immer wieder im Wandel begriffen. Man darf dabei den „Wertewandel“ nicht von vornherein oder gar ausschließlich moralisch und moralisierend betrachten, auch wenn er ethisch betrachtet werden kann und muß. Der Wertewandel ist vielmehr Bestandteil einer differenzierten gesellschaftlichen Entwicklung. Der Wandel in den Wertorientierungen kann dabei Voraussetzung und Motiv für neue gesellschaftliche Veränderungen sein, er kann aber auch selbst die Konsequenz einer Krise und

eines Umbruchs in der Gesellschaft darstellen. Ob die Werte selbst sich wandeln oder ob die Orientierung an ihnen sich verändert oder ob andere „Wertsynthesen“⁹ entstehen, ist dabei gar nicht so leicht auszumachen. Es ist auch nicht leicht, dabei Moden von tiefer wirkenden Veränderungen sorgfältig zu unterscheiden.

Es ist eine allgemeine Überzeugung, daß die Gesellschaften mit einer modernen Zivilisation spätestens Ende der 60er Jahre und zu Beginn der 70er Jahre einschneidende Veränderungen erfahren haben. Dies darf nicht so verstanden werden, als ob der Wandel ganz plötzlich eingetreten sei. Es ist nicht erlaubt, alles auf die 68er Generation hin auszulegen. In dieser Zeit wurde der Wertewandel sichtbar. Vieles kam in dieser Zeit zusammen, was dieses Sichtbarwerden erklärt: das Ende der Nachkriegszeit, die erste Nachkriegsgeneration im Protest gegen das nach 1945 Entstandene und zunächst Stabilisierte, ein fast unerschütterlicher Glaube an die politische Gestaltbarkeit aller Verhältnisse, ein institutionskritischer Grundzug, antiautoritäre Bewegungen, die Suche nach neuen Utopien, Zunehmen der Autoritätskritik. Letztlich kann man gediegene Aussagen nur machen, wenn man – möglichst im internationalen Bereich – vergleichende Langzeitstudien besitzt. Es ist verständlich, daß die verfügbaren Zahlen historisch hier nicht sehr weit zurückreichen. Soweit wir Zugang zu Verlaufsanalysen haben, verweist manches auf einen anfangs schleichenden und fast unmerklichen Prozeß, der aber durch eine besondere Auslöserkonstellation auffälliger, manifest wird und einen regelrechten Traditionsbruch anzeigen kann. Das Jahr 1968 hat solche Auslösefaktoren, wie man sich leicht erinnert: Vietnamkrieg, Biafra, Ende des Prager Frühlings, Studentenunruhen, was sich übrigens auch im Bereich der Kirche manifestierte und zum Teil verstärkte, z. B. durch das Erscheinen der Enzyklika *Humanae vitae*. Weitere Stichworte genügen: Mordanschlag auf Rudi Dutschke, Aktionen der Außerparlamentarischen Opposition, Protest gegen die Notstandsgesetzgebung. Insofern spricht man trotz eines längeren vorbereitenden Prozesses nicht zu Unrecht von einem „Wertwandlungsschub“¹⁰. In einer ersten Andeutung läßt sich dieser Wertwandlungsschub folgendermaßen umschreiben: Unter dem Eindruck des erreichten Wohlstandes, der Expansion der Daseinsvorsorge und des Sozialstaates, der Reform vieler Gesetze aus dem Jugend-, Ehe- und Familien- sowie Strafrecht, aber auch der Revolution der Medien, wie z. B. flächendeckende Verbreitung des Fernsehens, sind jene Werte in der Einschränkung eher rückläufig, die Pflichten gegenüber der Gemeinschaft und objektive Normen darstellen. Hingegen steigt die Einschätzung aller Werte in Richtung von Selbstentfaltung und Selbsterfahrung. Man kann eine wachsende Scheu beobachten, öffentliche Verantwortung zu übernehmen. Es gibt eine sich verstärkende Distanz zur Politik, zu den Parteien, zu allen Institutionen.

Die Bereitschaft zur Partizipation an Entscheidungsvorgängen wächst jedoch gleichzeitig. Wechselwähler nehmen zu, die Zahl der Stammwähler nimmt ab. Mehr und mehr drängt sich eine Einstellung in den Vordergrund, in der vornehmlich, wenn auch nicht ausschließlich, die ganz persönliche Betroffenheit und die private Wohlfahrt zählen. Alles, was den privaten Lebensraum betrifft, wird entscheidend. Das Auswandern aus politischen und gesellschaftlichen Verbindlichkeiten wird fast zu einem Lebensstil. Informelle Beziehungen werden vorgezogen; Subkulturen aller Art sind Orte für Ausbruchsversuche aus der Normalität des Lebens; die Sehnsucht nach der Idylle und nach dem Unmittelbaren gewinnt an Gewicht gegen das rationale Kalkül und technologische Produktionsbedingungen; der Vorbehalt gegen die Moderne wächst, obgleich man ihre Segnungen in Anspruch nimmt; das Gefühl steht gegen Rationalität; der Bezug auf das Gemeinwohl wird immer mehr situationsbezogen und ist nicht frei von modischen Erscheinungen.

Dieser Wertwandel hat vor allem die Jugend erfaßt. Die jüngeren Intellektuellen und die Meinungsmacher sind in besonderer Weise die Träger dieser Wandlungsprozesse. Es läßt sich jedoch nicht übersehen, daß dieser Prozeß in etwas unauffälligerer Form auch bei den Älteren Boden gewonnen hat. Die Werte der westlichen Gesellschaft scheinen sich von der hohen Betonung der materiellen und physischen Sicherheit des Menschen unter Wahrung seiner elementaren Lebensbedingungen in Richtung auf eine höhere Bewertung von immateriellen Aspekten des Lebens zu verlagern. Ronald Inglehart¹¹ hat in diesem Zusammenhang die These vertreten, daß sich in den Industrienationen ein Wertewandel von den materiellen zu den immateriellen bzw. postmateriellen Werten ereigne. Von ihm stammt auch das berühmte Stichwort von einer „stillen Revolution“, die die Infrastruktur unseres Lebens in dieser Zeit verändert habe. Die Wissenschaft vom sozialen Verhalten des Menschen konnte bei aller Korrektur und Selbstkorrektur von Ingleharts Thesen durch immer größere Umfragen die Vermutung erhärten, daß in den westlichen Demokratien mit der Stabilisierung der nach dem Zweiten Weltkrieg lange Zeit dominanten wirtschaftlichen Entwicklung und der Befriedigung elementarer Bedürfnisse ein Stadium eingetreten war, in dem für Teile der Bevölkerung neue politische und gesellschaftliche Prioritäten gesetzt worden sind.

Postmaterielle Werte kultureller, musischer und sportlicher Art oder Gesundheitswerte gewinnen in einer materiell eher schon einem Sättigungsgrad entgegenlaufenden Gesellschaft eine größere Bedeutung gegenüber der physischen Existenzsicherung. Für viele ist ein gutes Gehalt längst nicht mehr die wichtigste Errungenschaft; die Bedeutung einer interessanten und sie zufriedenstellenden Arbeit rückt in den Vordergrund. Mit einer Kurzformel könnte man die eigentlichen Unterschiede auf den Nenner bringen: Lebensstandard

(wirtschaftliche und physische sowie soziale Sicherung) gegen Lebensqualität (Menschlichkeit, Selbstverwirklichung, Solidarität).

Im einzelnen sind die Befunde freilich vielschichtig und auch mehrdeutig. So hat der Bereich der beruflichen Tätigkeit, vor allem Zufriedenheit mit der Arbeit und Bereitschaft zur Leistung, in jüngster Zeit Anlaß zu erheblichen Auseinandersetzungen gegeben. Es gibt gewiß Anzeichen dafür, daß z. B. Arbeitsfreude weniger als „Wert“ begriffen wird und Leistungsbereitschaft abzunehmen im Begriff ist. Das Verhältnis zur Arbeit ist jedoch nicht nur von der Einstellung des Einzelnen her zu messen. Hier spielen viele gesellschaftliche Rahmenbedingungen mit: Strukturentwicklungen, hoher Bedarf an Teilzeitarbeitsplätzen, Arbeitslosigkeit, Wunsch nach mehr Eigenverantwortung. Die Arbeit wird auch nicht mehr allein von der Notwendigkeit eines Verdienstes her gesehen, sondern sie wird stärker von ihrem Beitrag zur Erfüllung des menschlichen Lebens her verstanden. Wahrscheinlich wird also nicht primär die Leistungsbereitschaft als solche in Frage gestellt, sondern sie wird mehr mit Arbeitsbedingungen verknüpft, die über das rein Materielle hinausgehen. An diesem Beispiel wird erkennbar, wie sorgfältig und differenziert Analysen vorgehen müssen.

„Der beobachtete Wandel ist inhaltlich bereichsübergreifend gleichgerichtet: Es geht stets um die Abkehr von in der Bundesrepublik Deutschland in jener Zeit (zwischen 1950 und den frühen 60er Jahren) als etabliert geltenden Werten: Transformation von traditionaler zu rationaler Autorität in Familie, Schule und Beruf, Minderung der identitätsstiftenden Kraft von Berufsarbeit, nachlassende Bindungsfähigkeit religiöser Institutionen und – in geringerem Maße – abnehmende Religiosität, zunehmende Politisierung und – damit einhergehend – zunehmende Bedürfnisse nach mehr politischer Beteiligung.“¹² Es gehört zum Bild dieser Analysen, daß sich dabei auch in derselben Meinungsgruppe Widersprüche offenbaren, die unaufgelöst bleiben: So soll z. B. für die „neue (postmaterialistische) Linke“ der Staat zwar seine sozialpolitische Verpflichtung in vollem Umfang weiter erfüllen, sich aber aus allen anderen Bereichen der Gesellschaft eher zurückziehen, weil er dort als übermächtig und bedrohlich empfunden wird. Man fürchtet um die Gestaltung des persönlichen Freiheitsspielraums. Will man die Bewußtseinslage und die Leitbilder auf einen gemeinsamen Nenner bringen, so wäre „Selbstverwirklichung“ eine zentrale Perspektive vieler Verhaltensweisen. Zum Bild gehört auch, daß ungefähr 10% der Wahlbevölkerung nachhaltig solche Überzeugungen aktiv vertreten. Die Wirkung dieser Einstellungen vervielfacht sich jedoch beträchtlich, weil die Hauptträger dieser Entwicklung vor allem in den Massenmedien in bevorzugte Positionen eintreten konnten und für die entsprechende Verbreitung solcher Einstellungen sorgen.

Es ist verständlich, daß man in der Beurteilung einer solchen Hypothese unterschiedliche Wege gegangen ist. Viele Intellektuelle sind von der Vorstellung eines solchen Wertewandels eher fasziniert. Wer den Protestbewegungen positiv gegenübersteht und für gesamtgesellschaftliche Reformen größeren Ausmaßes eintritt, macht sich die These von der Dominanz „postmaterialistischer Werte“ zu eigen. E. Noelle-Neumann¹³ vertritt hingegen eher die These, es handle sich um den Zerfall echter „bürgerlicher“ Werte. In der Zwischenzeit hat sich manches „normalisiert“, die „Positionen von Anfang oder Mitte der 60er Jahre sind jedoch nicht zurückgewonnen worden, in wichtigen Bereichen hat sich die Abkehr von bürgerlichen Idealen weiter fortgesetzt.“¹⁴ H. Lübke¹⁵ faßt in einer abstrakten Beschreibung den „Trend-Typ“ – vielleicht ist es nur eine Momentaufnahme – mit sarkastischen Worten folgendermaßen zusammen: „Hoher Lebensstandard, distanziertes Verhältnis zur Berufstätigkeit, abnehmende Mobilität, schwindende Arbeitsfreude, reiselustig, rasch gelangweilt und daher kontaktscheu, einsamkeitsflüchtig und zugleich bindungs-scheu, politisiert, aber institutionenfremd, orientierungsbedürftig und kirchenfern.“ Das Bild ist sicher zu differenzieren, wie aus den bisherigen Äußerungen hervorging, aber es erfaßt gewiß auch vorherrschende Tendenzen.

Die Kritik wies auch darauf hin, in den etwas zu einfachen Antithesen „materialistisch“ – „postmaterialistisch“ sei das Bild verzeichnet worden. Die ältere Generation habe keineswegs jene materielle Wertorientierung vertreten, die ihr unterstellt wird. „Die tatsächlich viel größere Religiosität und entschiedene Moral der älteren Generation paßt nicht zu diesem Bild.“¹⁶ Viele sind der Meinung, es handele sich nur zum Teil um einen auf Dauer angelegten Wertewandel, häufig gehe es um konjunkturbedingte Anschauungs- und Verhaltensschwankungen in Form einer zeitweisen Anpassung an jeweils vorherrschende Trends. So vertrat Franz Lehner¹⁷ die These, man könne das Erklärungsmuster Ingleharts „als eine Folge gesellschaftlicher Differenzierung und einer parallelen Differenzierung individueller Werte und Einstellungsstrukturen interpretieren. Damit entfällt das theoretisch und empirisch problematische Postulat eines grundlegenden Wertwandels“. Diese Auffassung kann soweit gehen, daß man der These von einem Wertewandel überhaupt skeptisch gegenübersteht oder einen solchen gar verneint.

Ein Wertewandel ist m. E. gewiß unbestreitbar. Vernachlässigte, verdrängte oder als weniger bedeutsam eingeschätzte Werte kommen in einer bestimmten, veränderten gesellschaftlichen Situation mehr zur Geltung, während andere, früher fast selbstverständlich geltende an Plausibilität verlieren. So hat nach den beiden Weltkriegen der Begriff „Frieden“ gegenüber dem Wert „Nation“ eine Dominanz erhalten. Die neuere politische Entwicklung der Parteienlandschaft auf dem rechten Spektrum zeigt, daß ein Abdrängen von Wer-

ten wie „Vaterland“ und „Nation“ nach einiger Zeit geradezu national bzw. sogar nationalistisch orientierte Gegenbewegungen hervorruft. Gegenüber einer akuten Umweltgefährdung gewinnt der Wert „Umwelt/Bewahrung der Schöpfung“ einen Vorrang im Verhältnis zum Wert „Technik“. Damit dürfte - jedoch der Wandel noch nicht ausreichend beschrieben sein. Jedenfalls offenbart sich eine eigentümliche, wechselseitige Abhängigkeit einander zugeordneter und sich ergänzender „Werte“, was jedoch wohl erst aus vergleichenden Langzeitstudien deutlich wird. „Alte“ und „neue“ Werte bestehen jedenfalls miteinander in Koexistenz und Konkurrenz. Eine progressistische Interpretation unterschlägt diesen Austausch, eine konservative beklagt oft nur den Wertezwischenfall, ohne auch zugleich neue Entwicklungen wahrzunehmen, wie z. B. den vielfältigen Wandel von Werten.

III.

Es ließen sich noch viele Probleme um die Interpretation eines Wertewandels diskutieren. Jedoch soll nun der Blick hinübergehen zur Frage nach Religion und Moral, Religiosität und Kirchen. Es ist ohnehin notwendig, auch in diesem Bereich mehr thesenhaft zu sprechen. Es scheint mir unleugbar zu sein, daß der „Wertwandlungsschub“ hier noch mehr durchschlägt. Die Einbrüche sind hier radikaler. Schwerpunkte dieses Schubs lassen gewiß auch hier eine zeitliche Näherbestimmung zu, nämlich die Jahre 1968–1971 bzw. 1974. Man wird es sich bei der Erforschung der Ursachen auch hier im Sinne des oben schon Gesagten (vgl. oben Teil II) machen dürfen. Man darf sich nämlich dabei nicht auf die Krise nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und auch nicht auf die 68er-Generation fixieren. Man sollte allerdings einen stärkeren Einbruch und das Manifestwerden einer krisenhaften Lage nicht gänzlich leugnen. Bei näherem Hinsehen gibt es nämlich in verschiedenen Bereichen des kirchlichen Lebens bereits zu Beginn der 60er Jahre ein langsames Abbröckeln von Orientierungen und Wertentscheidungen, wie z. B. die Situation der kirchlichen Verbände, die Zahl der Berufungen und der Stand der kirchlichen Presse zeigen können. Offensichtlich gibt es so etwas wie die Veränderung menschlicher Bedürfnisstrukturen. Für ganze Wertschichten scheint in weiten Kreisen die Wahrnehmungsfähigkeit erheblich geschwächt zu sein. Man kann dies gewiß an dem Vorrang säkularer Glückserwartungen und an der „Zufriedenheit“ im Blick auf innergeschichtliche und weltimmanente Erfüllungen ein Stück weit ablesen. Wenigstens für die Industrienationen läßt sich eine tiefe Erosion traditioneller und besonders religiöser Werte nicht leugnen. Der Bezug zu einer Vielzahl von Verhaltensweisen und Grundeinstellungen aus Bereichen wie Ehe und Fami-

lie, Arbeit und Sexualität, Lebensstil und Wertorientierung ist viel lockerer geworden. Der erhebliche Rückgang an regelmäßigen Kirchgängern, besonders unter Katholiken, ist alarmierend, wobei der sonntägliche Gottesdienstbesuch nicht zuerst vom „Sonntagsgebot“ allein her verstanden werden darf, sondern man muß in ihm einen relativ feinfühligem Gradmesser für alle Formen des Interesses an der Kirche und ihrem Tun erkennen, wie dies eine Reihe von neueren Untersuchungen auch gebietet. Es hat dabei keinen großen Sinn, Religiosität im allgemeinen und die sogenannten „Großkirchen“ zu sehr zu unterscheiden. Obgleich der Rückgang einer institutionell verfaßten und an die Kirchen selbst gebundenen Frömmigkeit nicht eine ebenso große Distanzierung von Religiosität überhaupt einschließt, sind die Zukunftsaussichten einer institutionslosen, außerkirchlichen Religiosität relativ gering. Es geht nicht nur um die Institution Kirche, sondern um die Verarmung eines Transzendenzbezugs des Menschen überhaupt. Unzweifelhaft hat die Kirche in den vergangenen Jahrzehnten an Durchsetzungsfähigkeit in ihrer sozialisierenden und steuernden moralischen Kraft eingebüßt. Insbesondere hat sich zwischen den Generationen eine überdurchschnittlich tiefe Kluft zwischen Jungen und Alten aufgetan, die von einigen Sozialwissenschaftlern im Blick auf den Tradierungsprozeß der Werte als „dramatischer Umbruch“ beurteilt wird. Ich brauche an dieser Stelle nicht eigens darauf einzugehen.

Die genauere Einschätzung dieses Wertewandels im Bereich der Kirche und der gesellschaftlichen Auswirkungen ist nicht leicht. Vor kurzem bewertete Max Kaase diesen Prozeß mit folgenden Worten recht düster: „Auch die Liberalisierung der Sexualnormen und sexuellen Verhaltensweisen, die hohen Abtreibungszahlen und ansteigenden Scheidungsziffern sowie entsprechende Veränderungen von Verhaltensweisen und Einstellungen in einer Vielzahl anderer verwandter Lebensbereiche deuten darauf hin, daß mit den kirchlichen Institutionen einige der wenigen Quellen für kohärente umfassende Leitbilder in der Bevölkerung im Begriff sind, von der Bühne der Geschichte abzutreten.“¹⁸ Vielleicht kann es manchmal von außen so aussehen. Die Kirche selbst hat jedoch ein reicheres und tieferes Leben, als die veröffentlichte Meinung erkennen läßt, sie birgt auch in sich selbst – vielleicht noch verschüttet – aus einer großen geschichtlichen Erfahrung mächtige Regenerationskräfte und spirituelle Ressourcen. Vielleicht bedarf es zuerst der Bankrotterklärung rein säkularer Lebens- und Gesellschaftsentwürfe. Dabei darf man nicht nur auf unser Land und die Industrienationen blicken. Die katholische Kirche lebt heute schon zu zwei Drittel in den jungen, blühenden Glaubensgemeinschaften der Dritten Welt. Keinem einzelnen Land und auch nicht einem Kontinent ist eine Verheißung gegeben worden, daß die Kirche hier vor Ort lebendig und ge-

schichtmächtig bleiben muß wie in früheren Zeiten. Lähmen dürfen solche Ideen gewiß nicht.

Hinter dem Wertewandel verbergen sich gewiß viele Tendenzen und Trends, die jeweils eigens untersucht werden müßten. So steht hinter dem Wandel in der Wertorientierung gewiß auch eine wachsende Pluralisierung der Lebensstile und Glaubensüberzeugungen, was sich besonders in der Bewertung alternativer Lebensformen artikuliert. Damit ist auch eine beträchtliche Individualisierung des Ethos gegeben, die weit über die ohnehin in ethischen Entscheidungen gegebene Vereinzelung des Menschen hinausreicht. Religion wird dabei nach eigenem Gutdünken zusammengebaut. Sie scheint ein „Wert“ zu werden, der neben anderen Werten und Angeboten steht. Wenn die Religion in einem zu hohen Maß zu den Konsumangeboten der Gesellschaft gezählt wird, besteht die Gefahr, daß der Pluralismus gestaltloser wird und zu einer großen Beliebtheit führt. Gemeinsame Maßstäbe drohen noch mehr verloren zu gehen.

Der Wertewandel wird in der Kirche und in der Gesellschaft kontrovers beurteilt. Die einen sehen in einer solchen Situation eine elementare Gefährdung menschlicher Gesellschaft und der Gemeinwohlorientierung, andere hingegen erblicken in diesem Wandel eine fast ausschließlich positive Dynamik, weil sich der Spielraum individueller Freiheiten und der Reichtum einzelner Wahlmöglichkeiten ausweiten. Unsere Gesellschaft ist von solchen auseinanderstrebenden Tendenzen geprägt und leidet an diesen Polarisierungen.

IV.

Wie soll der christliche Glaube darauf reagieren? Es ist allein schon durch die komplexe und widersprüchliche Gesamtlage einleuchtend geworden, daß eine entsprechende Reaktion nicht eindeutig sein kann und auf der Hand liegt, sondern daß eher mehrere Optionen gegeben sind und auch miteinander ringen. Glaube und Kirche dürfen sich ja nicht bestimmten Trends verschreiben oder angleichen, so sehr sie mit ihrer Zeit in einem stetigen Gespräch bleiben müssen. Es gibt dabei ein beständiges Ringen zwischen Anknüpfung und Widerspruch im Verhältnis zur geschichtlich-gesellschaftlichen Situation.

So ist es natürlich nicht verwunderlich, daß sich die früher skizzierten Richtungen zur Beurteilung der gesellschaftlichen Lage und des Wertewandels auch im Raum der Kirche zeigen und dort ähnliche Polarisierungen erzeugen wie im gesamten öffentlich-politischen Feld. In dem ganz anders gelagerten Raum einer Glaubensgemeinschaft, die auf menschliche Nähe und konkrete Übereinkunft angewiesen ist, sind solche „Wertspannungen“ freilich explosiver. Man

kann diese Spannungen unschwer hinter den Auseinandersetzungen zwischen sogenannten progressiven und konservativen Kräften mit extremen Positionen am einen oder anderen Spektrum (Traditionalismus und Fundamentalismus, Imitation der „neuen Linken“ und Politisierung) wahrnehmen. Vielleicht sollte man die bestehenden Schwierigkeiten sogar noch sehr viel mehr in dieser Perspektive der Analyse unterwerfen.

Wo liegen nun die Chancen von Kirche und Glaube angesichts des sich verändernden Wertbewußtseins?

1. In einem *konsequent und radikal angenommenen und gelebten Glaubensverständnis*, das auch das Erscheinungsbild der Kirche selbst prägt. Die entscheidende Schwäche unserer Zeit ist das Austrocknen eines Sinnes für Transzendenz und das Verblässen des Gottesbildes. Die Kirche muß dem Menschen elementares Zeugnis vom lebendigen Gott geben. Das in der Sache durchaus berechtigte Klagen über den Rückgang kirchlicher Bindung und ethischer Grundwerte in der Gesellschaft ist im Grunde ein sekundäres Phänomen. Wenn die Kirche diesen fundamentalen Zusammenhang nicht erkennt und den Eindruck erweckt, sie besorge neben anderen Dienstleistungsbetrieben eine humanitär-soziale Einrichtung, verfehlt sie sich selbst. Die Kirche muß mutig Zeugnis geben von dem, was sie im Innersten bewegt. Sonst erscheint sie nur als eine der Großorganisationen in unserer Gesellschaft, aber nicht in ihrem Proprium. Dann muß jedoch auch im Leben der Christen und im alltäglichen Lebenszeugnis der Kirchen mehr von Gott selbst, seiner Herrlichkeit, dem ewigen Leben, seinem Lob und Preis offenbar werden – weniger die Rede sein von uns selbst und unseren oft so subjektiven Empfindungen. Dafür braucht es junge Menschen, die nicht nur Interesse für Theologie haben, sondern die sich mit ihrer ganzen Existenz Jesus Christus und seiner Sache verschreiben, um uneigennützig und überzeugende Boten in aller Welt sein zu können.

2. In einer *klaren Verschränkung von Glaube und Ethos*: Schon das Johannes-evangelium zeigt in die Mitte des christlichen Glaubens, wenn es einmal formuliert, wir sollten „die Wahrheit tun“ (vgl. Joh 3,21). Rechenschaft über den Glauben gibt es in vielfacher Form. Immer aber muß sich der Glaube im verantwortlichen Tun bewähren. „Tun“ ist hier sehr weit gespannt und schließt auch noch das Gebet der Kontemplativen und das Leiden der Kranken ein. Glaube bekundet sich jedenfalls konkret-leibhaftig und drängt zu Mitteilung und Wirksamkeit. In diesem Sinne vollendet sich der Glaube in der Liebe. Es ist dem Christen heute nicht erlaubt, sich in eine privat verstandene, erbauliche Spiritualität oder auf den „reinen Glauben“ zurückzuziehen. Wenn der Glaube spiri-

tuell überzüchtet ist, gerät er in die Gefahr der Weltlosigkeit. Das Ethos des Glaubens, genährt durch das prophetische Lebenszeugnis der Propheten und Apostel, muß in seiner universalen Kraft leuchten. Dabei wird es nicht zuletzt auf ein überzeugendes Ethos der Menschenrechte ankommen, die sich zwar in der Moderne vom Christentum emanzipiert hatten und die gegen es selbst proklamiert worden sind, aber in ihren Ursprungsmotiven vom biblischen Glauben her grundgelegt sind. Wenn der Glaube nicht im Ethos vollends wahr wird, kann er zu einer Art von religiösem Konsum werden. Er wird schal und verliert seine prophetische und verwandelnde Kraft.

3. In der zweifelsfreien Annahme der positiven Ergebnisse der neuzeitlichen *Freiheitsgeschichte*, wie die Kirche es im Prinzip im Zweiten Vatikanischen Konzil getan hat. Sie hat damit auch Aussagen der Kirche im 19. Jahrhundert fortgeschrieben und dabei korrigiert. Ich denke dabei an die Religions- und Glaubensfreiheit, aber auch darüber hinaus an die Anerkennung der modernen Grundrechte. Es darf kein Zweifel bestehen, daß die Kirche diese Werte anerkennt und Ja sagt zum demokratischen Verfassungsstaat, sogar zum Pluralismus der Weltanschauungen und Glaubensformen. Rückhaltlose Anerkennung dieser Prinzipien bedeutet gerade nicht unkritische Identifikation. Wenn nicht mehr der Verdacht besteht, man mißtraue den ethischen Implikationen dieser Freiheitsgeschichte, dann kann und muß man auch schonungslos die negativen Seiten und ihre widersprüchlichen Wirkungen beim Namen nennen, den Mißbrauch der Freiheit und der demokratischen Institutionen. Die Kirche muß auch überzeugend klar machen, daß sie – ohne ihre eigene Struktur zu verletzen – ihre eigenen Spielregeln des Umgangs im Inneren der Kirche noch wesentlich verbessern kann, ohne damit schon einer „Demokratisierung“ zu verfallen. Anthropologisch und theologisch geht es dabei zentral um das Verständnis der menschlichen Freiheit und ihres Verhältnisses zur Wahrheit.

V.

Dies ist nur eine beschränkte Auswahl einiger inhaltlicher Gesichtspunkte. Es geht aber auch um das „Wie“ dieses radikalen Zeugnisses. In dieser Richtung möchte ich folgende Leitlinien skizzieren:

1. Inmitten der gesellschaftlichen Segmentierung der Lebensbereiche, der sozialen Differenzierung und einer hochgradigen Pluralisierung der Werthaltungen muß der christliche Glaube sich zuerst selbst treu bleiben. Wenn er sich von Anfang an den vielen Moden und Wellen besonders günstiger Trends an-

paßt, verliert er sich selbst. Die Chance, daß der Einzelne für sich allein das christliche Ethos in einer überzeugenden Form leben kann, läßt sich nur verwirklichen, wenn die Widerstandskraft und die Fähigkeit zur Selbständigkeit gut entwickelt sind. Vieles wird also auf die Stärkung personaler Entscheidungsfähigkeit ankommen. Dennoch kann nicht der Einzelkämpfer das Ideal sein. In einer solchen Situation kommt es noch viel mehr als bisher auf das gemeinsam getragene und gelebte Ethos an. In einer extrem säkularen Welt und angesichts einer so hohen Pluralisierung kann nur die innere Festigkeit einer Gemeinschaft auf die Dauer das Überleben von Glaubensüberzeugungen und Lebensanschauungen gewährleisten, besonders wenn diese nichtkonformistischen Charakter haben. Die Sozialform des christlichen Glaubens – Gruppe, Gemeinschaft, Gemeinde, Bistum, Zusammenschlüsse auf der überdiözesanen Ebene je nach Sprache und Kultur, Weltkirche – wird gewiß noch eine größere Bedeutung erhalten. Sie darf jedoch nicht an der Organisationsdichte der Institutionen gemessen werden, sondern erhält ihre Qualität durch die Lebendigkeit vielfältiger konkreter Beziehungen, die personal orientiert sind. In dem, was in einem gesunden Sinne „Basisgemeinschaften“ genannt werden kann, und in den neueren geistlichen Gemeinschaften, aber auch in den Orden und in wirklich erneuerten Gemeindeformen stehen Hilfen und Anregungen zur Verfügung. In diesen Rahmen lassen sich auch ökumenische Bestrebungen einordnen, die gerade in diesem Zusammenhang eine hohe Bedeutung behalten. In diesem Sinne muß auch eine vertiefte Gestalt „neuer Kirchlichkeit“ gefunden werden, die von einem intensiven Zusammenstehen aller lebt.

2. Einheit der Kirche ist immer Einheit in der Vielfalt und in der Fülle der Gaben. Die Kirche kann der zunehmenden Pluralisierung der Lebensstile nur dann die rechte Antwort entgegenhalten, wenn sie in sich selbst einen großen Reichtum geistlicher Lebensformen und Lebensstile schafft und zuläßt, wie es sich heute in der Eigenart vieler Gemeinden mit ihrem je eigenen Gesicht und auch angesichts vieler geistlicher Gemeinschaften bereits abzeichnet. Das Jesuswort im Johannes-Evangelium „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen“ hat auch hier seinen Platz. Allerdings wird dadurch die Sorge um die wirkliche Einheit der Kirche nicht nebensächlicher, sondern viel radikaler und auch schwieriger. Wo die Verschiedenheit der Ortskirchen mehr in Erscheinung tritt, wird der Dienst an der Einheit nicht weniger bedeutsam, sondern er wird bei den vielen zentrifugalen und partikularistischen Kräften noch wichtiger. Hier stehen wir – wenigstens auf katholischer Seite – in einem Wandel, der seine Zeit braucht.

3. Die Kirche ist von Hause aus die Stätte eines aufrichtigen Dialogs. Dies gilt für die Familie als „Kirche im kleinen“, Gruppen, Verbände, geistliche Gemein-

schaften, Gemeinden usw. Dies scheint mir gerade bei der Findung eines neuen Konsenses im Blick auf Wertentscheidungen lebensnotwendig zu sein, wenn diese Zellen kirchlicher Vergemeinschaftung wirklich nicht bloß überleben, sondern ihrem Auftrag gerecht werden wollen. Hier muß auch der Ort sein, wo verschiedene Wertorientierungen einander begegnen, die einzelnen Generationen mit ihren Optionen miteinander im Gespräch bleiben und Menschen unterschiedlicher Wertentscheidung, z. B. im Blick auf Parteien, letzte Gemeinsamkeiten nicht preisgeben. Je abstrakter unsere Gesellschaft wird und solche Auseinandersetzungen nicht mehr leisten kann, um so mehr müssen die lebendigen Strukturen der Gesellschaft von unten her abgerissene Fäden eines solchen Dialogs regenerativ knüpfen. Dieses Feld reicht von der Familie bis zu den Akademien. Das Wertbewußtsein ist ja immer wieder im Wandel begriffen. Stets gibt es Akzentverschiebungen und Neuorientierungen, die nicht zuletzt dem ausgleichenden Gespräch zwischen den verschiedenen Generationen und den vielen anderen Gruppierungen des Lebens entsprechen. Die Kirche als ein geschichtlich erfahrener Lebensraum, in dem sich immer wieder Altes und Bewährtes mit Neuem und Fremdem verband, hat hier zweifellos eine besondere Chance.

4. Innerhalb einer solchen Gesamtsicht hat die Kirche gewiß auch die Funktion eines Korrektivs. Wenn in einer Gesellschaft Wertorientierungen radikal in einseitige Richtungen umschlagen, muß sie – auch in Form des Protests und des Streits – um die Integration mit Werten kämpfen, die viele für überholt betrachten. Wir sind heute in vielen Lebensfragen des Einzelnen und der menschlichen Gemeinschaft vor einer solchen Aufgabe. Man denke nur an den Schutz des Lebens, vor allem des ungeborenen Kindes, an die Ordnung der Sexualität innerhalb und außerhalb der Ehe, an Werte wie eheliche Treue, Mut zum Kind, Wertschätzung heute manchmal negativ besetzter Funktionen, wie z. B. das Muttersein, Hausfrau ohne Berufstätigkeit. Hier geht es nicht um das Verharren auf entgegengesetzten Problemlösungen, sondern um die Verteidigung und die Propagierung echter Werte, die auch künftig dem Menschen das Leben nicht erschweren, sondern erleichtern helfen. Wenn Erklärungen und Stellungnahmen weitgehend sich wie bloße Kritik dessen, was ist, ausnehmen oder so erscheinen mögen, darf die positiv-integrierende Funktion solcher Zwischenrufe nicht verkannt werden. Dies ist jeweils ein langer Weg, zumal oft zuerst das Bewußtsein geweckt werden muß für die Würde und die Bedeutung vergessener oder verdrängter Werte.

5. Selbstverständlich macht der Auftrag der Kirche angesichts des Wertewandels nicht halt an den Grenzen einer Pfarrei. Vielleicht kann man dies in aller Kürze an einem Beispiel besonders aufzeigen, nämlich an der Bedeutung von

„Grundwerten“¹⁹. Je mehr sich nämlich die Pluralisierung der Wertorientierung verfeinert und auswächst, um so unausweichlicher wird die Frage, welche Maßstäbe des menschlichen Zusammenlebens uns verbinden. Der Pluralismus ist zwar eine hohe Errungenschaft des modernen Lebens, aber er ist nicht so unschuldig, wie er propagiert wird, wenn man zugleich die Frage nach der Einheit und Gemeinsamkeit verbindlicher Spielregeln unseres Lebens stellt. Hier scheint mir überhaupt eine Hauptgefahr der heutigen Situation zu liegen, daß die auseinanderstrebenden Wertorientierungen immer mehr jene Mitte verlassen oder ignorieren, die eine gemeinsame Plattform für eine Gesellschaft darstellt. Nicht zuletzt darum werden große und weittragende Entscheidungen in unserer Gesellschaft, Weichenstellungen in Regierungen und Planungen auf allen Ebenen schwieriger, ja manchmal unmöglich, weil die einzelnen Gruppen an sachlicher Konsensfähigkeit einbüßen und das Gemeinwohl aus dem Auge verlieren. Die Länge der Legislaturperioden ist ein zeitlich zu knapper Horizont, um innerhalb einer solchen Frist grundlegende Orientierungen in Politik und Gesellschaft zu realisieren. Kurzsichtigkeit und Kurzatmigkeit drohen als permanente Gefahr. Es gibt nicht wenige ernsthafte Zeitgenossen, die deshalb Zweifel an der Zukunftsfähigkeit der demokratisch verfaßten Gesellschaft westlicher Prägung artikulieren²⁰. Die Grundwerte-Debatte hat uns an diese gemeinsame Aufgabe erinnert. Sie droht eine Episode zu bleiben. Die augenblickliche Überlegenheit des westlichen Systems darf hier nicht beschwichtigen helfen. Es bleiben Probleme.

VI.

Blicken wir noch kurz auf die Frage der Wege heutiger Glaubensvermittlung. Eine wichtige Einsicht der letzten Zeit darf vielleicht so zusammengefaßt werden: Der Lebensraum des Glaubens umfaßt viele einzelne Lernorte innerhalb und außerhalb der Gemeinde. Wir dürfen keinen Lernort des Glaubens vom anderen und vom Ganzen trennen und ihm die Alleinverantwortung für die Weitergabe des Glaubens aufbürden. Alle Lernorte müssen unbeschadet ihrer Verschiedenheit zusammenwirken: Elternhaus, Kindergarten, Schule mit dem Religionsunterricht, Gemeinde und Gemeindegottesdienste, Jugendarbeit und Freundesgruppen. Die Bewegung muß immer in eine doppelte Richtung gehen: Die Innenkultur der einzelnen Lernorte muß neu belebt und gepflegt werden. Aber es genügt nicht, allein den Binnenbereich zu stärken. Der Blick muß auch auf die wichtige Funktion der Außenstützen fallen, die in dem offenen gesellschaftlichen Umfeld das Leben des Glaubens fördern helfen oder gefährden. So darf die Familie allein nicht überlastet werden, obgleich sie nach wie

vor erste Schule des Glaubens und „Hauskirche“ ist. Auch wenn die Bedeutung der Familie kaum überschätzt werden kann, vermindern sich ihre Tradierungschancen deutlich, wenn sie in der Weitergabe des Glaubens auf sich allein gestellt ist. Ähnlich ist es im übrigen auch mit den Chancen des Religionsunterrichtes. Seine Erziehungsinhalte müssen von den anderen Instanzen der Sozialisation und den übrigen Lernorten Bestätigung und Unterstützung erfahren. Es kommt auf die gleichgerichteten Einflüsse in allen Lebensbereichen an. Die „Vernetzung der Lernorte“ im einen Lebensraum des Glaubens ist also von besonderer Dringlichkeit. Schließlich müssen Schwächen der inneren Kultur der einzelnen Lernorte, um die viele instinktiv wissen, überwunden werden: Der Glaube braucht zu seiner Weitergabe lebendige Vorbilder; er muß im täglichen Leben sichtbar gemacht werden. Komplementäre Einflüsse erhöhen die Chancen gelingender Glaubensvermittlung. Dagegen muß nüchterner diskutiert werden, wie schwer die allermeisten Familien den gesellschaftlichen Pluralismus verarbeiten und wie gefährdet die Weitergabe des Glaubens in sehr vielen konfessionsverschiedenen Ehen ist. „Eine günstige Konstellation ist eine intakte Familie, die von starkem Zusammengehörigkeitsgefühl getragen ist, mit intaktem Verhältnis zwischen den Generationen, stabil nach innen und gleichzeitig offen nach außen, mit zahlreichen sozialen Kontakten, von denen viele die religiösen Überzeugungen der Familie abstützen; eine Familie, die das Vorbild anderer wahrnimmt und sich daran orientiert; eine Familie mit ausgeprägtem Traditionsbewußtsein; eine intensive religiöse Praxis und Nähe zur Institution; ein Familienleben, in dem die religiösen Überzeugungen der Eltern sichtbar werden, statt persönliches Geheimnis zu sein; eine lebendige Pfarrgemeinde und ein eindrucksvoller Religionsunterricht. Diese Bedingungen treten nur selten alle gemeinsam auf; Konstellationen lassen sich jedoch verbessern wie auch ungünstig beeinflussen.“²¹ Dabei geht es nicht nur um das religiöse Wertegefüge, sondern um Kommunikation und Wertebewußtsein im humanen Bereich. Die Weitergabe des Glaubens hat also, wenigstens mittel- und langfristig, eine bisher wohl unterschätzte gesellschaftliche Bedeutung: „Diese Zusammenhänge zeigen, wie tiefgreifend sich Familien und die gesamte Gesellschaft verändern, wenn die Weitergabe des Glaubens in vielen Familien nicht mehr gelingt.“²² Oder: „Familien, in denen die Weitergabe des Glaubens nicht gelungen ist, sind allgemein kommunikationsschwächer als in der Tradierung erfolgreiche Familien.“²³

Es gibt in der Literatur viele Szenarien der künftigen Entwicklung von Kirche und Religiosität. Manchmal sind es auch Horrorbilder. Prognosen dürfen nicht kurzfristig sein. Dazu reicht die empirische Momentaufnahme der gegenwärtigen Bewußtseinskonstellation für sich nicht aus. Einmal zeigt bereits die Ge-

schichte der Kirche in Situationen der Krise und des Niedergangs, daß es auch in Zeiten der Bedrängnis unerwartete Regenerationsphänomene gibt. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bietet dafür immer noch eindrucksvolle Beispiele, sowohl im gesamten Bereich deutscher Geschichte als auch in manchen Diözesen. Es kam zu kraftvollen Erscheinungsformen des Katholischen, an die man nicht mehr glaubte.

In den letzten zweihundert Jahren haben viele aufgeklärte Geister Christentum und Kirche das Aussterben prophezeit. Der wahre Grund ihres Bleibens ist nicht bloß eine große geschichtliche Erfahrung oder ein Beharrungsvermögen des Religiösen in der Geschichte, sondern am Ende ist es der geschichtsmächtige und zukunftsinspirierende Gottesgeist, der selber alle Verkrustungen durchbricht und die Kirche dank des Zeugnisses prophetischer Männer und Frauen in verjüngter Gestalt erstehen läßt. Die Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte hätte bei der Beschreibung von Krisen und ihrer Überwindung eine große Rolle. Im übrigen ist Religion und Kirche nicht bloß ein Thema im Abseits der gesellschaftlichen Trends. Auch wenn man keine religiöse Erneuerung erwartet, die die ganze Gesellschaft verändert, so ist die Einsicht in freilich differenzierte Zusammenhänge zwischen der Identitätsfindung des Menschen und dem Glauben, zwischen dem Wertegefüge und der Wertedynamik einer Gesellschaft und der Religion gewachsen. Das Unbehagen an der Modernität läßt sich nicht leugnen, auch wenn es keine einfachen Rezepte dagegen gibt. Darum ist aber auch noch nicht gesichert, daß die Zukunft der modernen Gesellschaft ohne Glaube und Religion gewährleistet werden kann. Es gibt gegenläufige Kräfte zur Säkularisierung auch zur Modernisierung, die am Ende nur durch den christlichen Glauben ausreichend korrigiert und integriert werden können. Die Folgeprobleme des gesellschaftlichen Wertewandels haben jedenfalls ihre eigene, noch nicht prognostizierbare, wenn auch in Ansätzen vermutbare Logik. Sie stellen neue Fragen und wollen auch verlässliche Antworten.

Der „Zeitgeist“ bläst den Kirchen, besonders der katholischen Kirche, manchmal kräftig ins Gesicht. Wer aber den Tendenzen dieses Zeitgeistes standzuhalten vermag und seinem Auftrag treubleibt, wird auch künftig ein unentbehrlicher Gesprächspartner gerade des suchenden Menschen sein – und sei es im Streit und in der Auseinandersetzung. Unter dieser Voraussetzung hat die Kirche auch künftig ein entscheidendes Wort zu sagen, ihr eigenes Wort freilich. Nur nachplappern darf sie nicht. Je mehr die christlichen Kirchen dieses Wort gemeinsam sprechen können, um so glaubwürdiger wird es. Das Gebot des Herrn um Einheit im Glauben kennt keine Alternative. Ökumene darf uns aber nicht schal werden lassen. Der kleinste gemeinsame Nenner ist für Christen eine zu geringe Basis. Wahre ökumenische Begegnung muß darum

ungleich vertieft werden. Es genügt nicht, wenn jeder nur so bleibt, wie er ist. Nur wenn wir uns gemeinsam mehr auf Jesus Christus hin verändern lassen, wachsen die Christen von der Tiefe her näher zusammen – damit die Welt glaube.

Anmerkungen

- 1 Vgl. die gleichnamige Dokumentation, hrsg. vom Deutschen Katecheten-Verein e. V., München 1988, darin: Glaube lernen, wo der Glaube lebt, 92–103.
- 2 Vgl. Tradierungskrise des Glaubens, hrsg. von E. Feifel/W. Kasper, München 1987; Religionsunterricht. Kolloquium (= Arbeitshilfen 73), hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1989.
- 3 Vgl. Die Zukunft des Glaubens (= Arbeitshilfen 65), Bonn 1989, darin: Erzählt euren Kindern davon, 22–38.
- 4 Vgl. Herderkorrespondenz 43 (1989), Heft 2, 67–74.
- 5 Vgl. E. Noelle-Neumann/R. Köcher, Die verletzte Nation, Stuttgart 1987.
- 6 Vgl. K. Lehmann, Grundwerte, in: Staatslexikon II, Freiburg 1986⁷, 1131–1137.
- 7 Vgl. H. Albert/E. Topitsch, Werturteilsstreit, Darmstadt 1971; H. Lübke, Sozialwissenschaften und Politik. Der Werturteilsstreit als exemplarischer Fall, in: ders., Die Aufdringlichkeit der Geschichte, Graz 1989, 120–131.
- 8 E. Noelle-Neumann/R. Köcher, Die verletzte Nation, a. a. O. (Anm. 5), 11.
- 9 Vgl. H. Klages, Wertorientierungen im Wandel, Frankfurt 1985², 164 ff.
- 10 H. Klages, ebd. 92 ff., 123 ff.
- 11 Vgl. H. Klages/P. Kmieciak, Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel, Frankfurt 1984³, 279 ff.; vgl. neuerdings die Fortsetzung und Zusammenfassung von R. Inglehart, Kultureller Umbruch. Wertwandel in der westlichen Welt, Frankfurt 1989 (gleichzeitige amerikanische Originalausgabe „Cultural Change“, Princeton/New Jersey 1989) – dort auch umfangreiche Literaturangaben.
- 12 M. Kaase, Bewußtseinslagen und Leitbilder in der Bundesrepublik Deutschland, in: Deutschland-Handbuch, hrsg. von W. Weidenfeld/H. Zimmermann, Bonn 1989, 203–220, hier: 213.
- 13 Vgl. Werden wir alle Proletarier? Wertewandel in unserer Gesellschaft, Zürich 1978.
- 14 Ebd. 9.
- 15 Vgl. folgende Veröffentlichungen von H. Lübke zu diesem Thema: Kultureller Wandel im Spiegel der Demoskopie, in: ders., Zeit-Verhältnisse, Graz 1983; vgl. auch ders., Die Aufdringlichkeit der Geschichte, a. a. O., 145–159; Demoskopie als Aufklärung, in: Demoskopie und Aufklärung. Ein Symposium, hrsg. vom Institut für Demoskopie Allensbach, München 1988, 32–44. Vgl. weiter zu diesem Bereich: W. Kerber (Hg.), Säkularisierung und Wertewandel, München 1986; E. Noelle-Neumann, Eine demoskopische Deutschstunde, Zürich 1983; Religion, Kirchen und Gesellschaft in Deutschland, hrsg. von F. X. Kaufmann/B. Schäfers, Gegenwartskunde, Sonderheft 5, Opladen 1988. Zur historischen Dimension vgl. Chr. von Krockow, Die Deutschen in ihrem Jahrhundert 1890–1990, Reinbek bei Hamburg 1990.

- 16 E. Noelle-Neumann/R. Köcher, *Die verletzte Nation*, a. a. O. (Anm. 5) 14.
- 17 Vgl. H. Klages/ P. Kmiecik, *Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel*, a. a. O. (Anm. 11) 325.
- 18 Vgl. *Deutschland-Handbuch*, a. a. O. (Anm. 12) 215.
- 19 Vgl. meinen oben schon genannten Artikel „Grundwerte“, a. a. O. (Anm. 6) 1131 ff.
- 20 Vgl. P. Graf Kielmansegg, *Das Experiment der Freiheit. Zur gegenwärtigen Lage des demokratischen Verfassungsstaates*, Stuttgart 1988, 97 ff., 133 ff., 193ff.
- 21 Institut für Demoskopie Allensbach, *Weitergabe des Glaubens*, 1989, 102. Zur Konkretisierung vgl. K. Lehmann, „Erzählt euren Kindern davon ...“. Von der Mitteilung des Glaubens im Lebensraum der Familie. Hirtenwort des Bischofs von Mainz zur österlichen Bußzeit 1990, Mainz 1990.
- 22 Ebd. 39.
- 23 Ebd. 49. – Zum Thema vgl. auch K. Lüscher/F. Schultheis/M. Wehrspau (Hg.), *Die „post-moderne“ Familie*, Konstanz 1988, darin bes. auch F. X. Kaufmann, *Familie und Modernität*, 391–415 (mit umfangreichen Literaturangaben); ders., *Religion und Modernität. Sozialwissenschaftliche Perspektiven*, Tübingen 1989, bes. 222 ff.